

Suhrkamp

Georges
Duby
Guillaume
le Maréchal

oder der beste aller Ritter

suhrkamp taschenbuch 2802

Er nannte sich Guillaume le Maréchal, nicht William Marshal. Dennoch war er Engländer – mit normannischer Abkunft. Seiner Zeit galt er als »der beste aller Ritter«, und als Ritter machte er eine Bilderbuch-Karriere: vom mittellosen jüngeren Sohn eines armen Ritters bis zum mächtigen Regenten von England und zu einem der reichsten Barone der Feudalzeit, begütert in England, Frankreich und Irland. Im Jahr 1219 ist der Graf einen prunkvollen Tod gestorben: Er bot der Welt das Schauspiel eines regelrechten Fürstentodes, einen formvollendeten Abschied von der Welt. »Bisher war Guillaume höchstens Fachhistorikern ein Begriff. Jetzt hat er gute Chancen, zum Publikumsliebbling zu avancieren.« (profil) Das Besondere an diesem »Musterbeispiel erzählender Geschichtsschreibung« (Die Zeit) ist, daß sich DUBY auf ein dichterisches Werk stützen kann: das umfangreiche altfranzösische Versgedicht, das Guillaumes ältester Sohn zur würdigen Erinnerung an seinen bedeutenden Vater bei einem Autor namens JEAN in Auftrag gab und das ein gewichtiges Zeugnis ablegt über die Verhältnisse und das Denken im Mittelalter.

Georges Duby
Guillaume le Maréchal
oder
der beste aller Ritter

Aus dem Französischen von
Reinhard Kaiser

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe
Guillaume le Maréchal
ou le meilleur chevalier du monde

3. Auflage 2017

Erste Auflage 1997

suhrkamp taschenbuch 2802

© Librairie Arthème Fayard, Paris 1984

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1986

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39302-4

Guillaume le Maréchal
oder
der beste aller Ritter

I.

Der Graf Maréchal kann nicht mehr. Die Last erdrückt ihn jetzt. Vor drei Jahren, als man ihn drängte, die Regentschaft zu übernehmen, als er nach langem Sträuben einwilligte, »Herr und Hüter« des jungen Königs und des ganzen Königreiches England zu werden, hatte er es doch gesagt, und nicht nur einmal: »Ich bin zu alt, zu schwach und ganz zerschlagen.« Über achtzig Jahre, so sagte er. Ein wenig übertrieb er, er wußte nämlich nicht genau, wie alt er war. Aber wer wußte das damals schon? Im Leben waren andere Daten viel wichtiger als das der Geburt. Den Geburtstag vergaß man. Und betagte Männer von hohem Ansehen waren so selten, daß man sie älter machte, daß sie selbst sich noch älter machten. Aber auch wir wissen nicht genau, wann Guillaume le Maréchal geboren wurde. Die Historiker haben überschlagen, nachgerechnet; ihr Vorschlag: um das Jahr 1145. Genauere Angaben machen sie nicht. Der Marschall kommt von so weit unten, daß die Archive nicht weiterhelfen. Bis zu dem Jahr indessen, von dem ich hier spreche, 1219, hat ihn das Schicksal in eine solche Höhe gehoben, daß man seine letzten Taten und Handlungen fast von Tag zu Tag verfolgen kann.

Bis ins Alter hinein ist er rüstig geblieben. Am 20. Mai 1217 hat man ihn in Lincoln wie einen jungen Mann gemeinsam mit den Jungen kämpfen gesehen. Und noch drei Monate später hatte man ihn zurückhalten müssen: hatte er nicht vorgehabt, den Seeleuten von Sandwich zu folgen, als sie die französische Flotte enterten? Aber ganz plötzlich, zu Mariä Lichtmeß des Jahres 1219, sackte er zusammen. Er spürte es kommen, und seit einiger Zeit bereitete

er sich, ohne darüber zu sprechen, auf sein letztes Abenteuer vor. Er war heimgekehrt, um für kurze Zeit auf Burg Malborough zu verweilen, wo er vielleicht seine Kindertage verbracht hatte. Am 7. März ist er in Westminster und gelangt von dort, »unter Schmerzen reitend«, zum Tower von London, so als wolle er sich hinter den Mauern dieser alten Zuflucht der Könige verkriechen. Er legt sich nieder. Die Fastenzeit beginnt im richtigen Augenblick. Könnte man sich eine bessere Zeit zum Leiden wünschen, um die eigene Krankheit hinzunehmen, sie um der Vergebung der eigenen Sünden willen zu erdulden und sich vor dem großen Übergang langsam, bedächtig zu reinigen? Die Gräfin ist bei ihm, wie immer. Als sich sein Zustand verschlechtert, als die Ärzte eingestehen, daß sie nicht weiterwissen, läßt Guillaume all jene zu sich kommen, die ihm, seit er aus dem Privatleben hervortrat, das Geleit gegeben haben. Natürlicherweise. Notwendigerweise. Wann war er denn jemals allein? Wer zeigt sich denn zu Beginn des 13. Jahrhunderts allein, ausgenommen die Verrückten, die Besessenen, die Außenseiter, die man hetzt? Die Weltordnung verlangt, daß jeder ständig in ein Netz von Solidaritäten, von Freundschaften, in eine Körperschaft eingebunden ist. Guillaume ruft jene zusammen, die jenen Körper bilden, dessen Kopf er ist. Eine Gruppe von Männern. Seine Mannen: die Ritter seines Hauses; und dann seinen ältesten Sohn. Er bedarf dieser zahlreichen Umgebung für das große Schauspiel, das nun anhebt, das Schauspiel des Fürstentodes. Sobald sie da sind, um das Gefolge zu bilden, befiehlt er, man möge ihn fortbringen. Daheim, so sagt er, werde ihm das Leiden leichter. Besser zu Hause sterben, als anderswo. So geleite man ihn denn nach Caversham, in sein eigenes Herrenhaus. Er besitzt ihrer viele, aber dieses wählt er aus, weil es im Land seiner Geburt das nächste, das am leichtesten erreichbare ist. Reiten kommt jetzt

nicht mehr in Frage: die Themse. Sie führt dorthin. So wird denn am 16. März Graf Guillaume von den Seinen auf einen Kahn »geschafft«, seine Frau auf einen zweiten, der nachfolgt, und sachte, ohne Geschrei, setzt sich, von Rudern getrieben, der Geleitzug in Bewegung.

Gleich nach der Ankunft ist es seine erste Sorge, sich der Bürde zu entledigen, die ihn drückt. Der Mann, dessen Hinscheiden näherrückt, muß sich nämlich nach und nach von allem lösen, und zu allererst muß er die weltlichen Ehren fahren lassen. Erster Akt, erste Entsagungszeremonie. Mit großer Gebärde – genau wie bei allen noch folgenden Akten –, denn die schönen Tode in jener Zeit sind Feste; sie entfalten sich wie auf einer Bühne vor einer Vielzahl von Zuschauern, von Zuhörern, die jede Geste, jedes Wort aufmerksam verfolgen, die vom Sterbenden erwarten, daß er zeigt, was er gilt, daß er seinem Rang gemäß spricht und handelt, daß er denen, die ihn überleben werden, ein letztes Beispiel von Tugendhaftigkeit hinterläßt. So hat jeder, der aus der Welt geht, die Pflicht, ein letztes Mal jene Moral zu bekräftigen, die den Gesellschaftskörper aufrechthält und gewährleistet, daß die Generationen einander mit gottgefälliger Regelmäßigkeit folgen. Wir, die wir nicht mehr wissen, was der prunkvolle Tod ist, die wir den Tod verstecken, ihn verschweigen, ihn wie eine peinliche Angelegenheit so schnell wie möglich hinter uns bringen, für die der gute Tod einsam, rasch und diskret sein muß – machen wir es uns zunutze, daß die Höhe, zu der der Marschall aufgestiegen ist, ihn vor unseren Augen in ein außergewöhnlich deutliches Licht rückt, und verfolgen wir Schritt für Schritt, in den Einzelheiten seines Ablaufs, das althergebrachte Ritual des Todes, der kein Sichentziehen, kein verstohlener Abgang war, sondern eine langsame, geregelte, geordnete Annäherung, Vorspiel, feierlicher Übertritt von einem Zustand in einen anderen,

höheren, ein Übergang, der ebenso öffentlich war wie die Hochzeitsfeierlichkeiten in dieser Zeit, ebenso majestätisch wie der Einzug der Könige in ihre guten Städte. Der Tod, den wir verloren haben und der uns vielleicht sogar fehlt.

Das Amt, mit dem der sterbende Marschall noch immer betraut ist, hat solches Gewicht, daß alle, die im Staat etwas gelten, mit eigenen Augen sehen müssen, wie er es niederlegt, was er mit ihm tut. Der König natürlich, der päpstliche Legat ebenfalls – denn Rom geht in diesem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts davon aus, daß das Königreich England unter seinem Schutz und seiner Kontrolle steht –, der Großjustiziar von England, aber auch alle großen Barone. Eine Menschenmenge, die zu diesem Zweck zusammengekommen ist. Im Herrenhaus von Caversham fänden sie keinen Platz. Sie lagern auf der anderen Seite des Flusses in Reading, im großen königlichen Kloster und in dessen Umgebung. Guillaume kann nicht mehr aufstehen. Deshalb müssen die Großen des Königreiches den Fluß überqueren und sich an sein Bett begeben. Am 8. oder 9. April sind sie in die Kammer getreten, einen zwölfjährigen Knaben begleitend, Heinrich, den jungen König. Von seinem Lager aus richtet der Marschall sein Wort zuerst an dieses Kind, entschuldigt sich dafür, daß er es nicht länger behüten kann, und hält ihm eine Moralpredigt, jene Ansprache, die die Väter dem Brauch gemäß auf dem Sterbebett ihrem ältesten Sohn, dem Erben, halten müssen. Guillaume ermahnt das Kind, fordert es auf, ein gutes Leben zu führen, und betet, wie er sagt, zu Gott, der möge es sogleich verderben lassen, falls es, wie leider einige seiner Vorväter, zum Verräter werden sollte. Und alle Versammelten sprachen das Amen. Der Marschall entläßt sie nun. Er ist noch nicht so weit. Er braucht die Nacht, um zu

entscheiden, wer als Hüter sein Nachfolger werden soll. Den ungestüm drängenden Bischof von Winchester will er nicht zum Zuge kommen lassen, der sich bis vor kurzem an den Jüngling klammerte, der glaubt, er habe ihn schon sicher in der Hand, weil Guillaume ihm 1216 den Knaben, der damals zu schwächlich war, um dem Regenten auf seinen ständigen Feldzügen zu folgen, gleichsam wie einem Vize-Regenten anvertraut hatte, und der ihn nun ganz für sich allein haben will. Guillaume will nachdenken, will sich Rat holen bei seinem Sohn, bei seinen Leuten, bei denen, die ihm am nächsten stehen. Im Familienkreis, im privaten Raum trifft er seine Entscheidung: es gibt heutzutage zu viel Rivalität im Land. Würde er Heinrich, den dritten dieses Namens, in die Obhut des einen geben, so würde das den Unwillen der anderen wecken, und wieder käme es zum Krieg. Unter allen Baronen verfügte allein er über die erforderliche Autorität. Wer könnte seinen Platz einnehmen? Ganz einfach: Gott. Gott und der Papst. Ihnen also wird er den König anvertrauen – das heißt, dem Legaten, der diesen ebenso wie jenen in England vertritt.

Und das vollzieht er dann am nächsten Tag, nach wie vor auf sein Lager hingestreckt, aber so hoch er kann sich aufrichtend: indem er den König zu sich ruft, ihn zunächst in den Arm nimmt und dann in die Hand des Legaten gibt, indem er seinem Sohn gebietet, über die Themse nach Reading zu fahren, wo sich der gesamte Hof aufhält, und dort in seinem Namen, unter Zurückweisung des Bischofs von Winchester, der nicht locker läßt, der dem gekrönten Kind noch immer im Nacken sitzt, vor aller Welt die soeben vollzogene Geste zu wiederholen, dieses ganz einfache, deutlich sichtbare Zeichen, diesen Ritus der Devestitur und der Investitur, mit dem der Machtwechsel vollkommen wird.

Jetzt ist ihm leichter. Am Abend ergreift er noch einmal das Wort, sagt, was gesagt werden muß. Hier seine eigenen Worte oder jedenfalls die, deren man sich später, nach seinem Tod, in seinem Hause erinnert, jene, die man seines Ruhmes für würdig erachtete: »Ich bin schon erleichtert. Aber es geziemt sich, daß ich nun fortfahre, daß ich mich, da mein Leib in Gefahr ist, um meine Seele kümmerge, daß ich mich, während ihr mir zuhört, vollends von allen irdischen Dingen befreie, um nurmehr an die himmlischen zu denken.« Dies ist der vorgeschriebene Ablauf. Nach und nach muß man sich des eigenen Körpers wie eines unnützen Kleides entledigen und alles abstreifen, was mit dem Fleisch, mit der Erde verbunden ist. Der Mensch, der stirbt, muß seine letzte Kraft darauf verwenden, Ballast abzuwerfen, damit er sich schneller und in größere Höhe erheben kann. Denn genau darum geht es: abheben, aufsteigen. Es schickt sich, daß der Sterbende im Augenblick des *Exitus*, des Ausgangs, nackt erscheint, so wie er aus dem Leib seiner Mutter hervorgegangen ist. Zu einer Wiedergeburt. Zum Eintritt in ein neues, kostbareres Leben. Und diese Geburt, der Tod, zählt viel mehr als die andere. In jeder Biographie der Epoche, in der Guillaume le Maréchal lebte, war ihr Datum unter allen anderen dasjenige, das sich dem Gedächtnis am tiefsten einprägte.

Die Ablösung von der äußeren Hülle geht weiter. Nun, da der Marschall das öffentliche Amt hat fallenlassen, erwartet man, daß er seine Hand noch weiter öffnet und losläßt, was sie noch hält, seinen privaten Besitz, alle seine Länder. Die Zuschauer, die Zuhörer erwarten die zweite Szene des ersten Aktes, die Austeilung und Aufteilung des Erbes. Daß der Tote die Lebenden »in Besitz setzt«, jene Lebenden, die ein Anrecht auf das haben, was er noch bis eben besessen und selbst einmal von einem anderen empfangen hat. Diesmal keine Gesten. Die Anwesenden verfolgen

nicht mit den Augen, wie ein Gegenstand von einer Hand in eine andere übergeht. Sie hören. Sie speichern Worte im Gedächtnis, um sie später, wenn sie benötigt werden, zu wiederholen. Mit lauter Stimme tut Guillaume seinen letzten Willen kund. In Wirklichkeit bleibt ihm hierbei nur sehr wenig Freiheit. Jeder weiß ungefähr, was diesem oder jenem nach der Gewohnheit zusteht, nach jenem ungeschriebenen Recht, das genauso bindend ist wie die strengsten Gesetzestexte. Die Regel ist übrigens ganz einfach: es gibt nur einen einzigen »natürlichen« Erben, den Mann, in dem der Verstorbene weiterleben wird, der denselben Namen wie er trägt, Guillaume le Maréchal *junior*: sein ältester Sohn. Aus diesem Grunde – weil er ein Junge ist und als erster zur Welt kam – hätte er ein Anrecht auf alles. Denn ihm obliegt es, bei seiner Mutter den Platz einzunehmen, den sein Vater nun bald aufgeben wird, sie vor anderen und vor sich selbst zu beschützen und ihre Güter zu verwalten. Seiner Gemahlin, die ebenfalls lauscht, vermachte Guillaume der Ältere tatsächlich nichts. Er kann es nicht. Alles oder fast alles, was er besaß und dessen er sich nun entledigt, gehört dieser Frau, stammt von den Vorfahren dieser Frau, und stets hat er es nur in ihrem Namen, »durch sie«, besessen. Diese ungeheuren Güter wird nun, bis sie stirbt, der älteste Sohn seinerseits »halten«, in seiner Eigenschaft als rechtmäßiger Erbe.

Er hat jedoch noch vier Brüder und fünf Schwestern. Soweit ersichtlich, sind die anderen Söhne nicht anwesend. Sicher ist jedenfalls, daß der älteste, Richard, in der Ferne weilt, in Frankreich, im anderen Lager, am Hof von Philipp Augustus. Die Zuhörer erfahren, daß dieser zweite Sohn ein Erbteil erhält, ein recht schönes Stück – die Herrschaft von Longueville in der Normandie, für die Guillaume, sein Vater, unlängst dem Kapetinger gehuldigt hat.

Dieses Erbteil ist eine Gunst, aber es ist gut, sie dem zweiten Sohn zu gewähren, um ihn zufriedenzustellen, damit er ruhig bleibt und nicht, wie so viele Nachgeborene, denen ihr Vater nichts hinterlassen hat, seinen älteren Bruder beneidet, bedrängt und haßt. Gilbert, der dritte Knabe, ist bei der Kirche untergebracht, er ist versorgt, hat seine einträgliche Stelle schon bezahlt: er benötigt nichts und bekommt nichts. Gauthier, dem vierten, wird ein Herrensitz zugeteilt, aber ein kleiner, der nicht dem Patrimonium der Vorväter entnommen wird; dieses Vermächtnis beeinträchtigt das territoriale Fundament von Macht und Ansehen nicht, das in jener Zeit jede Generation ungeschmälert, wenn nicht vermehrt an die folgende weitergeben soll: diesen Besitz hat der Marschall gekauft; er kann darüber frei verfügen.

Bleibt Anseau, der Letztgeborene, er ist noch sehr jung. Land ist für ihn keines mehr da. Guillaume spricht: »Dieser ist mir sehr lieb. Möge er so lange leben, daß er Ritter wird, möge er fahren, bis er Ehre erlangt; dann wird er einen finden, der ihn liebt und der ihm große Ehre erweist, mehr als jedem anderen.« Man beachte: in seinem Benjamin, in dem Sohn, der ihm leiblich und vielleicht auch vom Gefühl her am nächsten steht, denn er ist wohl der einzige, der das Haus noch nicht verlassen hat, um die Zeit der Lehre anzutreten, sieht der Sterbende den, dessen Schicksal seinem eigenen ähnlich sein könnte, der sich, wie er es tat, aus eigener Kraft heldenhaft aus dem Nichts zur Höhe des Ruhmes aufschwingt. Aus seiner Entscheidung spricht Zuversicht und, wer weiß, vielleicht auch Zärtlichkeit. Sein alter Freund, Jean d'Early, indessen erhebt Einspruch: »Das könnt Ihr nicht tun; gebt ihm von Eurem Eigenen [das heißt, von Eurem Geld] wenigstens so viel, daß er sein Pferd rüsten kann. Anders wäre schlecht getan.« Guillaume willigt ein; er entzieht seinem Erbfolger

jedoch kein Land; er gewährt Anseau eine Jahresrente aus dem Erbe in Höhe von einhundertvierzig Pfund. Eine Pension, die ausgesetzt werden kann, wenn er auf die schiefe Bahn gerät. Immerhin eine ansehnliche Summe: mit diesem Geld konnte man zu jener Zeit wenigstens drei gute Streitrösser kaufen.

Und die Töchter? Vier von ihnen sind Gott sei Dank verheiratet, und zwar sehr gut, mit einigen der vornehmsten Barone von England. Sie sind also versorgt, denn ihr Vater hat sie vor ihrer Hochzeit mit einer Mitgift ausgestattet; mehr haben sie nicht zu erwarten. Aber die jüngste, Jeanne, ist noch nicht verheiratet, und das beunruhigt den Sterbenden: »Zu meinen Lebzeiten habe ich sie niemandem gegeben. O weh! Mir wäre sonst leichter ums Herz.« Darum müssen sich die Väter kümmern: keine unverheirateten, verwaisten Mädchen zurückzulassen. Frauen ohne Trost – *désolées*, was eigentlich so viel heißt wie »einsam«, »alleingelassen«. Ohne einen Mann, der dafür sorgt, daß ein Gemahl für sie gefunden wird, und bereit ist, sich das etwas kosten zu lassen. Denn es ist in jener Zeit nicht üblich, eine, die nichts hat, zur Frau zu nehmen, und selbst in den höchsten Kreisen verbinden sich die Männer gemeinhin mit solchen, die reicher sind als sie selbst. Mädchen ohne Beistand, ohne Besitz finden schwerlich einen, der sie nimmt, und wenn sich ihre Hochzeit zu lange hinauszögert, so sind diese Mädchen, wie Guillaume le Maréchal wohl weiß, in arger Gefahr, »der Schande zu verfallen«. Es gibt nur wenige, die sich, der männlichen Obhut einmal verlustig, nicht der Ausschweifung hingeben. Natürlich kann er auf seinen ältesten Sohn zählen, dessen Pflicht es ist, seine Schwester so schnell wie möglich zu verheiraten. Um ihm diese Aufgabe zu erleichtern, um eventuelle Bewerber anzulocken, tut Guillaume das, was in seiner Macht steht und was jeder für ausreichend hält: er

setzt eine zweite Rente für Jeanne aus, weniger hoch, dreißig Pfund; und vor allem entnimmt er seinem Schatz, über den er nach Belieben verfügen kann, einen Haufen Silber, zweihundert Mark, für die Aussteuer.

Solche testamentarischen Verfügungen wurden zu Beginn des 13. Jahrhunderts von der gesamten Aristokratie Englands und Nordfrankreichs befolgt. Die Mitgift, die die Töchter von der Erbfolge ausschloß, das Erstgeburtsrecht, allerdings gemildert durch kleinere Zuwendungen an die Jüngeren, um die brüderliche Eintracht nicht zu erschüttern, diese Gepflogenheiten sicherten die Stabilität des Erbgutes, des Patrimoniums, und damit jenes Fundaments, auf dem die Überlegenheit der herrschenden Klasse innerhalb einer irdischen Ständehierarchie beruhte, die man als den göttlichen Absichten gemäß ansah. Auf dem Gewohnheitsrecht ruht in dieser Zeit die Ordnung der Welt. Es ist gleichsam heilig, unantastbar. Noch ist es angemessen, daß der Herr des Hauses in dem Augenblick, da er seine Seele aushaucht, laut und deutlich seinen Willen und seine Verfügungen ausspricht. Zunächst also gesprochene Worte, öffentliche Worte. Sie würden genügen. Man trägt jedoch Sorge, sie auch der Schrift anzuvertrauen, damit alles festgehalten ist. Eines Notars bedarf es dazu nicht. Das Schriftstück wird im Hause von den Dienstleuten aufgesetzt, die des Schreibens kundig sind. Guillaume ordnet an, daß sein privates Siegel darunter gesetzt werde, daß aber auch seine Frau und sein ältester Sohn die ihren darunter setzen, die mit ihm zusammen die alleinigen Besitzer des gesamten Vermögens sind: was er den anderen vermachte, wird ihnen genommen. Aber damit nicht genug. Er ordnet an, das Pergament solle zum Erzbischof von Canterbury, zum Legaten, zu den Bischöfen von Salisbury und Winchester gebracht werden, auf daß

auch sie es mit ihrem Siegel versehen und jene, die gegen die darin enthaltenen Bestimmungen womöglich verstoßen, mit dem rituellen Kirchenbann verfolgen. Mit diesen Garantien versehen, wird das Schriftstück in einer Truhe verschlossen. Ziemlich unwahrscheinlich, daß es je nötig sein wird, darin nachzulesen. Aber die geronnenen Worte, die es wie ein Reliquiar umschließt, gehören fortan zum Familienschatz.

Der da stirbt und sich Zeit läßt, hat sich nun der größten Last entledigt. Noch bleibt er jedoch durch seinen Leib mit der Erde verbunden. Nach den Regeln tritt an diesem Punkt des Schauspiels, in der dritten Phase der fortschreitenden Entblößung, die Sorge um den Körper in den Vordergrund. Der Marschall wendet sich Jean d'Early zu: »Geht und holt zwei Seidendecken von Etienne, dem ich sie in Verwahrung gab.« Als er sie in Händen hält, richtet er das Wort an Henry Fitzgerald. Im Rang der Freundschaft ist er der zweite unter seinen getreuesten Gefährten, aber Henry, genau wie Jean d'Early, ist mit Guillaume weder verwandt noch nimmt er den gleichen Rang wie er ein; beide stehen unter ihm, er gebietet über sie, und deshalb hindert ihn nichts, sie aus ganzem Herzen zu lieben: man spürt, daß er sie mehr als seine Kinder liebt, daß er ihnen größeres Vertrauen schenkt, daß sie ihm am allernächsten stehen. »Die Farben verblaßt? Man entfalte sie.« Nun sieht man das schöne, gute Tuch, dargeboten der Bewunderung aller Versammelten, des Sohnes und aller Ritter seines Hauses. »Ihr Herren, seht. Diese Stoffe habe ich seit dreißig Jahren; als ich von jenseits des Meeres heimkehrte, brachte ich sie mit, um mich ihrer zu bedienen, wie ich es jetzt tun werde. Man soll sie über meinem Leichnam ausbreiten, wenn ich zu Grabe getragen werde.« – »Aber wo?« Der Erbe, der das Begräbnis ausrichten wird, spricht hier die drängende, bedeutungsschwere Frage aus, die je-

der in der Runde sich stellt. Denn dem Sterbenden obliegt es, seine letzte Ruhestätte zu bestimmen, in diesem Augenblick seine Verfügungen über den Leib zu treffen, den er verlassen wird. »Mein guter Sohn, als ich jenseits des Meeres war, gab ich meinen Leib dem Tempel, um dort nach meinem Tod zu ruhen.« Und dann, an Jean d'Early gewandt: »Ihr werdet sie über mich breiten, wenn ich gestorben bin. Ihr werdet den Sarg damit bedecken. Und wenn das Wetter schlecht ist, so kauft gutes, schweres, grobes Tuch, gleichgültig welches, und legt es darüber, damit die Seide nicht verdirbt, und laßt sie, wenn ich begraben bin, den Tempelbrüdern, auf daß sie damit tun, was sie wollen.«

Bisher war nur vom Erbe die Rede gewesen, der letzte Schritt schien noch nicht getan: hatten nicht einige schon vor zwanzig Jahren vernommen, wie Guillaume le Maréchal sein Testament aufsetzte? Jetzt aber hat er vom Begräbnis gesprochen und den Leichenzug erwähnt. Man erkennt, daß es diesmal ernst ist, daß er sich anschickt, von dannen zu gehen. So hebt denn in diesem Augenblick die demonstrative Trauer an. Tränen. Die Hausgemeinschaft beginnt zu weinen, liebevoll, schmerzerfüllt. Alle Männer, der Sohn, die Ritter, die Knappen bis hinab zu den niedrigsten Dienern. Von den Tränen der Frauen macht man kein großes Aufheben. Aber wenn sie den Männern kommen, so markieren sie die Schwelle zum letzten Akt. Guillaume der Jüngere verläßt nun das Zimmer, holt jene Ritter zusammen, die noch nicht zugegen sind. Die Zeit ist gekommen, um die Wachen zu organisieren. Der Sterbende hat die Begräbnisstätte gewählt, wo nach seinem Wunsch sein Körper ruhen und der Auferstehung harren soll. Mit diesen Worten hat er seinen Körper jenen überantwortet, die seinen Willen erfüllen werden. Er gehört ihm nun nicht

mehr ganz. Aber auch seine Seele hält er nicht mehr ganz so fest. Folglich muß er nun durch die, denen diese Aufgabe zufällt, gründlicher bewacht werden. Diese körperliche Hülle treibt von nun an dem Tod entgegen, man weiß nicht, welche Regungen sie bald erschüttern, ihre Farbe, ihren Geruch verändern werden. Sie beunruhigt. Man darf sie nicht unbeaufsichtigt lassen, darf diesen Menschen, der in tragische Auflösung übergeht, nicht der Einsamkeit überlassen. So soll denn diesem Körper eine ständige Wache beigegeben werden. Drei Ritter. Tag und Nacht werden sie einander ablösen. Von Jean d'Early und Thomas Basset unterstützt, wird Guillaume der Jüngere, der Nachfolger, den gefährlichsten Part übernehmen: er wird in der Nacht Wache halten, während der bangen Stunden, in denen der Böse umgeht.

In diesem Augenblick beginnt man, auch den religiösen Veranstaltungen Platz einzuräumen. Was wir über die letzten Augenblicke des Guillaume le Maréchal erfahren, ist für uns Historiker sehr wertvoll. Der Bericht, den ich hier auswerte, offenbart nämlich ganz unverblümt, wie die Menschen in dieser Zeit und in dieser gesellschaftlichen Situation ihr Christentum lebten. Er macht es möglich, zwei irreführende Zeugnisse zu berichtigen, das der hagiographischen Literatur, derzufolge man in jedem Ritter einen von fügsamer Frömmigkeit erfüllten kleinen heiligen Alexius oder einen kleinen heiligen Mauritius sehen könnte; aber auch das Zeugnis der gegen die kirchliche Ideologie gerichteten fiktiven Ritterromane, die umgekehrt das Weltliche zu stark betonen. Die wirkliche Frömmigkeit, die sich hier zeigt, ist ein friedliches Gottvertrauen, das sich nur mit Maßen der Priester bedient. Und diese Religiosität manifestiert sich hier zunächst in jenem institutionellen Rahmen, der dem Geist des Rittertums am ehesten entspricht, im Orden der Tempelritter.